





## Siebentes Kapitel.

### Le fameux triangle de Caprivi.\*)

**D**as frische Grün, an dem das Auge sich in der letzten Zeit hatte erfreuen dürfen, begann bereits wieder einer gelbbraunen Grundfarbe zu weichen, als ich am 21. Oktober mit Sergeant Fischer, acht Reitern und 25 Fußleuten die altbekannte Straße zum Mao Lue hinaufzog. Die notwendigen Träger hatte dieses Mal Bubanjidda gestellt, dessen junger Herrscher sich selbst zum Abschied eingefunden hatte.

Es gibt keine große Auswahl in den Straßen, die durch Deutsch-Adamaua nach Norden führen, und es würde schwer sein, selbst für ärgste Feinde, sich zwischen Garua und Marua aus dem Wege zu gehen. Vollends am Mao Lue würde eine militärische Sperrung des Schutzgebietes gar keine unwahrscheinliche Felddienstaufgabe für einen Gefreiten und drei Mann darstellen: denn Kamerun ist dort nicht viel breiter als die Friedrichstraße in Berlin beim Café Bauer. Daß die Franzosen aber die Mundangheidenländer mit der Stadt Vere festgehalten haben, deren Lage in Beziehung auf unser Schutzgebiet mich zu vorstehendem kühnen Vergleich begeistert hat, wundert mich nicht, nachdem ich diese bis zum Logone dicht bevölkerten Gebiete durchzogen habe. Diese östlichen Heiden unseres Schutzgebietes sind Menschen, von denen die Kolonie sicherlich noch viel zu erwarten hat, und auf sie möchte ich mein hartes Urteil über die Adamauaheiden durchaus nicht ausgedehnt wissen.

---

\*) So nannten die Franzosen die so seltsam gestaltete Nordost-Ecke unserer Kolonie.





Sergeant Fischer †.

Raum zwei Stunden hinter dem Mao Lue betraten wir das Land der Suggiheiden. Die weite Ebene, mit vielen Fächerpalmen bestanden, war reich angebaut. Einzeln lagen die Gehöfte in den gut gehaltenen Erdnuß- und Durrahfeldern. Da wir langsam bergab ritten, konnten wir schon von weitem sehen, eine wie große Unruhe unser Erscheinen hervorrief. Gerade, wie seinerzeit bei den Matafalls hörten wir bald überall blasen und sahen, wie die Weiber den Hausrat zusammenpакten und die Kinder das Kleinvieh zusammen-



sie wie versteinert und schauten zu uns herüber, dann, als das Boot mit Soldaten bemannt abstieß, entstand eine grenzenlose Verwirrung. Die Kanus, auf denen sie das Weite suchen wollten, wurden nicht mehr fertig und die Leute liefen landeinwärts als die Soldaten ans Ufer stiegen. Anfangs hatten die Siggileute wohl ein schlechtes Gewissen und näherten sich nur zögernd. Sobald sie aber sahen, daß wir friedliche Leute waren, halfen sie uns tüchtig und nahmen uns sehr freundlich bei sich auf. Auch sie hatten in den letzten Wochen aus Furcht vor Bascha Kuko in der Steppe versteckt gegessen, wußten aber über den Weg



Am Logone.

nach Osten keine Auskunft zu geben. Von dem Schari hatten sie nie etwas gehört. Für alle Fragen verwiesen sie uns an ihren stromab wohnenden Oberhäuptling Dalasna, nach dessen Dorf Haasu wir am 9. November marschierten. Obwohl wir immer in der Nähe des Logone blieben, nahm die Gegend einen steppenartigen Charakter an. Vielfach passierten wir Dornbuschstrecken, Dörfer und bebautes Land wurden seltener; Palmen und Akazien bildeten öfters kleine Schatten-oasen in der sandigen Steppe.

Dalasna war ein ruhiger, verständiger Mann, der uns auseinander setzte, daß zum Schari hinüber weite, wasserlose Strecken zu passieren seien, in denen kaum Menschen hausten. Er selbst kenne nach Osten hin nur das Dorf Baro, wo Kungleute wohnten, die dann weiter wissen würden. Bereitwillig übernahm er am folgenden



Tage selbst die Führung. Dicht hinter seinen Gehöften begann wieder der dichte Dornenbusch, der zuweilen von Strecken unterbrochen wurde, wo dickes Schilfgras übermannshoch stand; auch steinige Flächen mit kurzen, struppigen Grasbüscheln passierten wir. Aber „Wasser“, „Wasser!“ riefen meine Leute, denn die Sonne brannte glühend heiß vom wolkenlosen Himmel. Gleichmütig ritt Dalasna auf seinem Pony vor mir her, wies beruhigend mit der Hand nach vorn und verlangte nur hin und wieder etwas Tabak.

Gegen 5 Uhr kamen wir an ein kleines Wasserloch, das halb von Gras überwuchert war, und bald dahinter fanden wir mitten im Busch einige elende Durrahfelder, über die kreuz und quer Schnüre gespannt waren, in denen Felllappen steckten. Auch Klappern und Schlagen mit Stöcken gegen Bäume hörten wir: die Kungs wehrten die zahllosen Webervögel von ihrer armseligen Ernte ab. Menschen sahen wir nicht. Als Dalasna zu rufen begann, hörte auch das Klappern auf.

Wenig angenehm überrascht war ich, als mir Dalasna mitteilte, daß diese menschenleeren Felder Baro vorstellten. Die Kungs bewohnten überhaupt keine Hütten, sondern schliefen in steter Furcht vor den Bagirmiräubern im Waldesdickicht unter hohen Bäumen auf Stangen und Brettern, die sie sich zusammenschleppten. Tagsüber gingen die Männer auf Jagd und Frauen und Kinder hielten Wache bei den wenigen Töpfen und verscheuchten die Vögel.

Alles Rufen Dalasnas, den ich weit in die Steppe hineinschickte, blieb erfolglos. Die Kungs ließen sich nicht blicken. Unangenehm war die Lage insofern, als von irgend welchen begangenen Pfaden nichts zu sehen war, Dalasna aber nur bis hierher Bescheid wußte. Wir bivaktierten, und am Morgen schickte ich Reiter aus, um Gefangene zu machen. Schneller als ich gedacht hatte, kamen zwei Reiter zurück, um mir zu melden, daß sie zwar keine Kungleute, wohl aber drei Elefanten gesehen hätten. Dies war eine frohe Botschaft, denn Fleisch konnten wir in dieser Einöde brauchen. Also schnell gesattelt und mit der Patrouille fort.

In einer Senke, wo das Wasserloch lag, bei dem wir tags zuvor getränkt hatten, zogen ruhig äsend drei Elefanten vor uns her. Es waren mittelgroße Tiere. In weitem Bogen umritt ich die Tiere, um zu warten, bis sie aus dem hohen Schilfgras herausträten. Es ist immerhin ein gewagtes Stück, in dichtem Gras oder Urwald, wo man kaum fünf Schritt weit sehen kann, an Elefanten heranzugehen.



Im allgemeinen werden Elefanten ja flüchtig, wenn sie von Menschen überrascht werden. Ich bin in meiner langen Praxis niemals von einem gesunden Elefanten angenommen worden. Aber man will doch schießen und kann nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Elefant im Feuer liegt; ist er aber krank und findet seinen Angreifer, so nimmt er ihn an, und wehe dem Menschen, den ein wütender Elefant faßt: ein Schlag mit dem Rüssel, ein Stoß mit den Zähnen oder ein Tritt mit den gewaltigen Füßen! Erst vor kurzem erlebte ich es, wie ein schwer wunder Elefant einen vor ihm fliehenden Neger mit dem Rüssel niederschlug, dann den Kopf des Unglücklichen mit dem Rüssel packte und ihn vom Körper riß, auf dem der eine Riesenfuß ruhte.

Ich beobachtete auf ungefähr 300 m die drei Elefanten durch das Glas. Inmitten der weiten Natur machen die großen Dickhäuter, diese Überbleibsel einer vergangenen Epoche, durchaus nicht den grössten und unformlichen Eindruck, den man in europäischer Umgebung von ihnen bekommt. Die Kolosse und ihre Umgebung stehen in einem harmonischen Verhältnis. Schritt für Schritt, dicht beieinander zogen die Elefanten arglos dahin, sicher im Gefühl ihrer gewaltigen Stärke; mit den Rüsseln rafften sie weit ausholend, wo sie das Rohr niedergetreten hatten, das junge Gras, das darunter wuchs, zusammen und führten es dem spitzen Maule zu. Hin und wieder brüllte der eine oder andere kurz auf, wenn sie sich aneinander rieben oder liebevoll mit den Elfenbeinen nacheinander stießen. Die Zähne waren bei allen drei Tieren nur kurz.

Als die Elefanten gar keine Anstalten machten, aus dem Schilf herauszutreten, schickte ich drei Soldaten auf den Wechsel der Tiere mit der Weisung, in gehöriger Entfernung hinter ihnen zu schreien und Alarmschüsse abzugeben.

Ich beobachtete nun, wie der hinterste Elefant plötzlich unruhig wurde, kurz aufbrüllte und sich umdrehend den Rüssel hoch über das Gras erhob, augenscheinlich um die Witterung der Menschen aufzunehmen. Da knallte ein Schuß, alle drei Tiere drehten sich in die Richtung des Schalles. Die breiten Gehörlappen flappten, unruhig traten die Tiere hin und her, öfters stießen sie kurze, unwillige Laute aus. Der eine machte einen runden Rüssel und lief mehrere Schritte vor. Wieder knallte es, das vorderste Tier schlug wild mit dem Rüssel hin und her; dann gingen alle drei zögernd, nach allen Seiten sichernd, auf den Schall zu. Plötzlich blieben die Elefanten stehen,



machten kurz Kehrt und kamen im Trab auf mich zu; sie schienen die Menschen gesehen zu haben. Ich ließ mein Pferd mit meinem Jungen stehen und prüfte noch einmal den Verschuß meines Karabiners 98. Im Lauf hatte ich Vollmantelgeschosse. Ich ging den Tieren etwas entgegen. Sie waren wieder in Schritt gefallen und kamen bedächtig auf mich zu. Raum 80 Schritt waren sie noch von mir entfernt, ich konnte bereits die dunkle Fliegenwolke sehen, die sie umgab, da kniete ich nieder und ging in Anschlag. Alle drei kamen sie mir spitz; ich sah nur das Leittier. Als es auf 50 Schritt heran war, schoß ich ihm auf den Kopf, wo der Rüssel an den Schädel ansetzt. Ein schrilles Trompeten, eine Wolke von Staub! Schon war ich hoch und sah die drei Rücken gerade noch ins hohe Gras eintauchen, der eine schwankte stark. Zufrieden dachte ich mir: „der hat sein Teil“; ich war gut abgekommen; da schrien schon meine Hauffahs: »Massa, ja fada!« (Herr, er liegt.) Ich ging den jubelnd Vorwärtstürmenden nach und fand am Rande des Dickichts den zusammengestürzten Riesen, der brummende Verzweiflungslaute ausstieß, während schaumiger Schweiß aus dem Maul und dem sich nur noch schwach bewegenden Rüssel lief. Das Geschosß saß im Hirn, der Elefant war bereits betäubt; jetzt bekam er den Fangschuß. Der Riesenleib streckte sich, das Auge brach und jauchzend warfen sich meine Leute auf die gewaltige Jagdbeute. Über dem Kadaver schrien in der Luft hin- und herflatternd schwarze Madenhacker, die den Tod ihres Wohltäters beklagten. Von den beiden anderen Tieren sah ich nichts mehr; die Leute erzählten, daß sie in wilder Flucht im Buschwald verschwunden seien.

Das gestreckte Tier war ein männlicher Elefant mit kurzen, dicken Stoßzähnen. Er zeigte die breitere Stirn und Schädelform des Sudanelefanten und hatte auch nicht den ausgesprochenen Karpfenrücken der Urwaldtiere aus der Küstenzone. Der Elefant war nur schwach im Wildpret.

So lag wieder einer der afrikanischen Riesen, die uns wie Überbleibsel einer anderen Zeit anmuten, gestreckt am Boden und das wüste, blutige Fest des Zerwirkens durch die fleischgierigen Schwarzen sollte seinen Anfang nehmen. Als ich noch jünger war und ganz unter der Leidenschaft einer nervenerregenden Elefantenjagd stand, kam es mir selbst, muß ich offen gestehen, niemals zum Bewußtsein, daß es doch eigentlich ein bedauerliches Ereignis ist, wenn einer dieser wunderbaren Riesen sein Leben aushaucht, daß es aber vom Stand-





Erlegter Elefant.

punkt jedes Tier- und Naturfreundes, und auch jedes wirklichen Jägers betrachtet, geradezu ein Unglück ist, wenn ein fortpflanzungsfähiger weiblicher Elefant von der Kugel des Europäers oder von dem vergifteten Pfeil der Eingeborenen gefällt wird.

Wie werden alte, schöne Bäume daheim geschätzt und behütet, wie wird der Elch geschont, wie der Auerochs mit Sorgfalt gehegt! Und wie schonungslos wird dagegen in Kamerun das edelste Riesenwild, das die Erde noch trägt, der Elefant, ausgerottet. Mit freudigem Stolz sollten wir uns bewußt werden, daß gerade in Kamerun die Elefanten noch verhältnismäßig häufig sind, die einst ganz Afrika in gewaltigen Herden durchstreiften. Wir sollten uns gerade als Deutsche, die wir uns ja so besonders viel auf unser Denken und ideales Fühlen einbilden, der Pflicht bewußt werden, eines der Riesenwunder der Natur auch weiter zu erhalten. Wie abfällig hört man oft über den rücksichtslosen Geschäftssinn der Amerikaner urteilen, der den Büffel, der einst in ungezählten Häuptern den Norden des Kontinents durchzog, fast hat verschwinden lassen. Sollte das nicht für unsere Elefanten zu denken geben?



In Ostafrika bestehen längst Schongesetze, die unser Wißmann mit seinem echt deutschen Jägerherzen zum Besten des Wildstandes der Kolonie in das Leben gerufen hat. In Kamerun hat der edle Elefant noch immer keinen wirksamen gesetzlichen Schutz gefunden. Geht es noch einige Jahre so weiter, wie es zur Zeit ist, wo jeder Europäer, der vielleicht zu Hause nicht einmal auf einen Hasen abgekommen ist, mit den modernsten Mordwaffen, Expansions- und Explosivgeschossen, auf Elefanten knallt, an denen man ja nicht vorbeischießen kann, so werden wir es voll Beschämung erleben, daß in den Jagdzeitungen über den letzten Elefanten in Kamerun getrauert wird. Dann ist es zu spät!

Es wird stets behauptet, in Kamerun gäbe es noch Riesenherden von Elefanten, die abgeschossen werden müßten, weil sie die Farmen schädigen. Diese Zeiten sind vorbei! Vielleicht kommt es auch heut noch einmal vor, daß ein Elefant in eine Pflanzung an der Victoriafüße einbricht, weil eben dort gerade noch ausgedehnte schwach besiedelte Urwaldstrecken an das Farmland grenzen, und dieser Schadenstifter mag dann auch getrost abgeschossen werden. Gewiß kommt es noch vor, daß ein reisender Beamter oder Kaufmann an der Kribifüße in der Nähe der Flußmündungen einem Elefanten begegnet, weil in dem nahe gelegenen kleinen Schongebiet, welches das Gouvernement überwacht, noch Elefanten als Standwild leben. Aber es ist grundfalsch, deshalb zu behaupten, daß die Elefanten, wenn sie sogar an die Küste kämen, massenhaft im Hinterland anzutreffen seien. Zahlreich waren die Elefanten, als ich vor 14 Jahren nach Kamerun kam. Seit dieser Zeit ist unter ihnen von den Eingeborenen, die Elfenbein verkaufen wollten, mit Einfangen und Abbrennen, mit Schießseilen und Fallgruben, mit vergifteten Pfeilen und Speeren derart gewütet worden, daß nur noch schwache Bestände vorhanden waren, als der Europäer in die Elefantenjagdgründe zahlreicher eindrang, um mit der Büchse bei dem Vernichtungswerk zu helfen. Wo einmal drei Elefanten durchs Land gezogen sind und namentlich, wo sie geäst haben, da hinterlassen sie natürlich gewaltige Spuren und Verwüstungen und der mit den Verhältnissen nicht vertraute Beschauer ist schnell mit der Behauptung bei der Hand: „hier gibt es Elefanten in Menge“. Der alte Kolonist, der den Wildstand in Kamerun kennt und weiß, wie es einst war und wie es jetzt ist, der muß für die Zukunft ernstlich besorgt sein, wenn nicht bald Abhilfe kommt.



Das war ein Jubel, als die Leute aus dem Lager herbeigeholt wurden. Mit Messern, Äxten und Kochgeschirren machten sie sich über den Elefanten her. In ihrer Fleischgier drängten und stießen sie sich, rissen diejenigen, die bereits am Ausschachten waren, zurück und brüllten und zankten sich, daß man hätte meinen können, ein paar feindliche Parteien brächten hier ihre Streitigkeiten zum Austrag. Ich mußte erst ein kräftiges Wort dareinreden, um leidlich Ordnung in die Sache zu bringen. Vor allem befahl ich deshalb, daß alles Fleisch auf einen Haufen getragen würde, damit ich es selbst verteilen könnte, um ähnlichen Ereignissen, wie wir sie 1895 am Sanaga erlebt hatten, vorzubeugen.

Wir hatten damals am Grenzgebiet zweier Stämme zwei Elefanten geschossen und den Eingeborenen die Tiere, nachdem wir die besten Stücke mitgenommen hatten, überlassen. Als wir nach einigen Tagen auf demselben Wege zurückkehrten, fanden wir von den Elefanten nur noch ein paar Knochen, daneben aber die Körper zweier Erschlagener. Die Eingeborenen hatten, wie wir erfuhren, eine regelrechte Fleischschlacht geschlagen, in der die beiden Leute getötet und mehrere verwundet waren.

Auch heute dauerte es nicht lange, bis die einen mit ihren Messern die Bauchhöhle geöffnet hatten, aus der sie die Gedärme herausrissen, während andere, hochoben auf dem Tiere stehend, mit Äxten die Rippen ausschlugen. Um das Blut, das die Träger in Kochgeschirren auffammelten, kam es natürlich wieder zu einer Balgerei, in deren Verlauf die Geschirre längst umgestoßen an der Erde lagen, während noch immer über den verschütteten Inhalt gestritten und herumgezankt wurde. Vorsichtig wurden die Zähne ausgeschlagen und der Rüssel wurde für meine Küche aufbewahrt. Elefantenfleisch schmeckt wie sehr zähes altes Rindfleisch, nur die Füße und der Rüssel junger Tiere sind für den Europäer genießbar. Raum eine Stunde war vergangen, da hatten die Träger sogar die Gedärme gereinigt und zusammengerollt, und die Fleischexpedition ging ins Lager zurück. Auf dem eben noch so belebten Platz blieb nur der mächtige Schädel und der Mageninhalt des erlegten Tieres zurück.

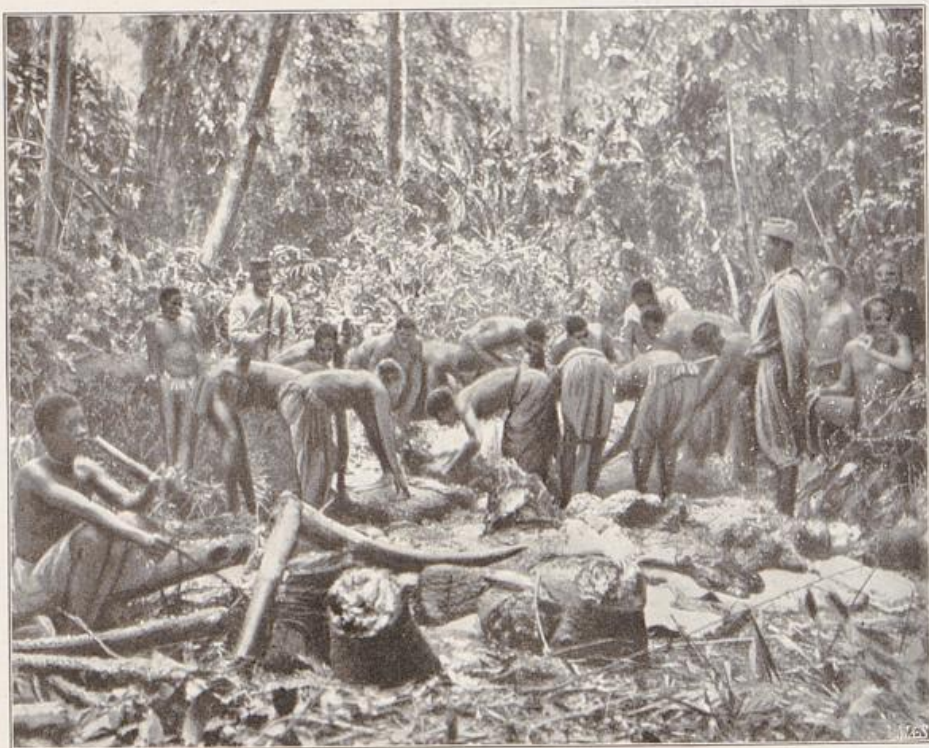
Als das Fleisch verteilt war, begann im Lager emsige Tätigkeit; es galt das Fleisch in schmale Streifen zu schneiden, auf Leinen zu ziehen und an der Sonne zu trocknen. Dies Verfahren war hier im Sudan möglich, weil der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr geringer ist und das Fleisch an der Sonne wie in einer Dörre



hängt. Im Küstenklima, wo die Zersezung sofort beginnt, wird das Fleisch über Feuer getrocknet.

Nachmittags kamen wirklich zwei Gefangene ein, die versicherten, daß sie nur fortgelaufen seien, weil sie uns für Sklavenjäger gehalten hätten. Sie erzählten, daß sie schon seit Jahren im Busch versteckt lebten, ohne überhaupt feste Dörfer anzulegen, weil diese ihnen nur zu Verrätern wurden. Die Vernichtung ihres Stammes hatte mit dem Marsch des Rabeh Logone abwärts begonnen und wurde jetzt von Bagirmi- und Wadailenten planmäßig fortgesetzt.

Die Kungs sind ein wohlgebildeter Menschenschlag mit intelligenten Gesichtern, als Waffen trugen sie einen Stoßspeer und das Wurfeisen. Wir verständigten uns durch Vermittlung Dalasnas mit den Leuten; sie versprachen uns, den Weg nach Saha zu zeigen. Dies sei das größte Kungdorf und die Leute dort kannten die weißen Männer am Schari. Reich beschenkt ritt Dalasna heim. Wir kamen am 11. November an ein Ngaljam, an dem entlang viele Eingeborenen-



Zerwirken eines Elefanten.



felder lagen. Nur mit Mühe gelang es uns überall die armen Leute, die schon wie das Wild waren, einigermaßen zu beruhigen. Auch hier trafen wir im Walde Gestelle, auf denen die Kungs über Feuern schliefen. Es war bitter kalt nachts und ich fühlte mich unter zwei wollenen Decken recht wohl.

Ich mußte Routenaufnahmen machen, so hatte Fischer die Freude, täglich jagen zu dürfen. Namentlich das Hartebeest, die Kuh- und die Säbelantilope sind in dieser Steppe heimisch; sie waren ungemein vertraut. Die Kungs in ihrer gedrückten Lebenslage besitzen nicht einmal Bogen und Pfeile, um auf die Jagd zu gehen; sie fangen fast alles Wild in Schlingen. So war die Strecke täglich gut und die Expedition hatte Verpflegung in Hülle und Fülle. Mehrfach passierten wir ganze Delebpalmenwälder, in denen es von Tauben aller Art wimmelte. Überhaupt war die Vogelwelt hier überreich vertreten, und das Gezitscher der Weervögel, die, wo überhaupt ein Baum war, in ganzen Kolonien nisteten, begleitete die Expedition überall, so lange es Tag war.

Nachts brüllten wieder rundum die Löwen, Schakale bellten dicht an den Wachtfeuern und das widerliche Lachen der gefleckten Hyänen wurde kurz vor Tagesanbruch laut. Es ist, als ob diese ekelhaften Tiere auf diese sonderbare Weise ihren Schmerz ausdrückten, sobald ihnen der Magen knurrt. Wenn sie auf ihrem nächtlichen Raubgange beutelos geblieben sind, dann trotten sie, laut Hals gebend, im Morgengrauen heim, um bei den ersten Strahlen der Sonne zwischen Steinen, Felsen oder Dornen in ihren Bau zu fahren. Hat die Hyäne Beute gefunden, so wälzt sie sich vollgefressen und wohlgrunzend lange noch auf dem Platze, wo sie gespeist hat, herum und schleicht langsam und lautlos ihrem Verstecke zu.

Auf dem letzten Marsche durch das Kungsgebiet, der uns zu der ersten Bagirmisiedlung am Ba Ili bringen sollte, hörte ich ein wenig vorausreitend in einem Palmenhain ein Aufbellern und Winseln, als ob Hunde in der Nähe wären. Es brach neben mir, und eine Pallasantilope setzte in hohen Fluchten durch die Steppe, gefolgt von einem Rudel blaffender und heulender Hyänenhunde. Es waren wohl 50 Tiere, die dicht aneinander gedrängt, dahinrasten. So eng geschlossen jagten sie auf der Fährte, daß oft ein Tier, um überhaupt Platz zu haben, auf ein anderes hinauf oder darüber hinweg springen mußte. Die Tiere waren schmutzig gelb, kleiner als Hyänen aber größer als Schakale. Ich war mit Pfeilen beschäftigt, hatte keine



Büchse bei mir und konnte deshalb keines der mir sehr interessanten Tiere zur Strecke bringen. Es war das einzige Mal, daß ich in der Kolonie rudelweise auftretende Wildhunde gesehen habe.

Der Ba Zli\*) ist ein linker, ngalamartiger Nebenfluß des Logone. Schon weithin kündigte sich seine Nähe dadurch an, daß der Boden mehr Feuchtigkeit enthielt und hohes Gras wachsen ließ. Der Marsch war die letzten Tage besonders beschwerlich gewesen, weil sich nirgends ein gebahnter Weg vorfand und überall hohe Dornenhecken Hindernisse bildeten, die erst mit dem Buschmesser beseitigt werden mußten. Wir waren froh, als sich am 15. November die Dornensteppe öffnete und wir in eine bebaute Niederung kamen, in der Tauan, das erste von Bagirmileuten bewohnte Dorf, lag. Auch hier gab es nur elende Grassütten, die halb von Gestrüpp überwuchert waren, aber die Menschen waren doch zutraulich, begrüßten uns und gaben uns vor allem die Gewißheit, daß wir nur noch einen Tagemarsch von Bussa, dem französischen Posten am Schari, entfernt waren. Die hochgebauten Bagirmis in ihren schwarzen Toben waren nicht wenig erstaunt, Europäer vom Westen kommen zu sehen, und hatten durchaus kein gutes Gewissen. Sie erzählten, daß sie ihre Steuern an den Sultan Gauranga in Massenja abführten und daß sie Verpflegung und Arbeitsleistung nach dem französischen Fort Bretonnet stellten. Französische Soldaten saßen hier oft längere Zeit, um auf Jagd zu gehen. Natürlich vermittelten die Tauanleute aber auch den Verkehr mit den Bagirmisflavenjägern, die wir hinter uns gelassen hatten.

Abends schoß Fischer am Ba Zli einen riesenhaften Flußpferdbullen, und ich hatte den hohen Genuß, als wir bei Sonnenaufgang weitermarschierten, nur halb vom Schilf verdeckt, einen prächtigen Wasserbock längere Zeit zu beobachten. Ich hatte wieder keine Büchse bei mir und kam deshalb gar nicht in die Versuchung zu schießen, muß aber sagen, daß ich durch das schöne Bild, das sich mir dauernd eingeprägt hat, voll entschädigt bin.

Die runde, rote Sonnenkugel erhob sich gerade über den Höhen, die das Flußtal im Osten abschließen. Ein schwarzer Wasserarm, der durch saftige grüne Wiesen zum Ba Zli führt, lag regungslos, wie eine dunkle Marmorplatte, vor mir, bis die ersten goldenen

\*) Ba Zli heißt auf Bagirmi „schwarzes Wasser“. Ich behalte natürlich diese von Nachtigal gewählte Bezeichnung bei, weil es keinen andern einheitlichen Namen für den Wasserlauf gibt, der von jedem Stamm, dessen Gebiet er berührt, anders genannt wird.



Sonnenstrahlen bligende Streifen darüber hinzogen. Die Tauperlen bligten und glitzerten an den Gräsern; da trat aus dem Schilf, sorglos äsend, wieder ein starker Wasserbock, prachtvoll aufgesetzt! Wenige Schritte vom Wasser, in dem sich von der Sonne beschienen sein ebener Körper spiegelte, warf er auf und äugte mich unverwandt mit den großen dunklen, runden Sehern an. Ich hielt auf der andern Seite des Wassers regungslos und auch mein Schimmel bewegte kaum den Schweif; so dauerte es Minuten. Weit herunter hing die tiefbraune Halsmähne, an die sich funkelnde Tautropfen, wie Brillanten angehängt hatten. Fest, wie aus Stahl gedreht, standen die Läufe am Boden, die den feinsten Leib trugen, und wie edel sah der trockene Hirschkopf aus. Mehrmals fuhr der Bock sich mit dem Lecker um die Rippen, dann stampfte ein Lauf trotzig den Boden und in einer kurzen Flucht brach er nach links fort in das Schilf hinein.

Dichter Buschwald reichte bis an das Scharibett. Der Strom ist hier breiter als bei Kusséri. Die hochgelegene Bagirmistadt Laffana am anderen Ufer war auch mit Hilfe des Glases nur schwer zu erkennen. Trotzdem kamen bald Leute mit Fährbooten zu uns herüber, die wohl meinten, es handle sich um eine fette Sklavenkarawane. Sie waren erstaunt, als sie unbekannte Soldaten sahen, und wollten sich sofort wieder empfehlen. Auf dem deutschen Schariufer, sagten sie, führe kein Weg stromauf bis in die Nähe von Fort Bretonnet, und sie könnten mir also auch keinen Führer stellen.

Das war ja nun weiter kein Unglück, denn die Richtung war nicht mehr zu verfehlen und wir kamen sicherlich auch ohne die Hilfe der Laffanabagirmis nach Bussa; deshalb ließ ich die Bagirmis ruhig wieder abfahren und sandte nur zwei Reiter auf die rechte Schari-seite, die uns im Fort anmelden sollten. Gar stattlich sahen sie aus in neuer Ausrüstung mit den lustig flatternden schwarz-weiß-roten Fähnchen an den Lanzen.



Zahmes Flusspferd und zahmer Leopard  
des Hauptmanns Stieber.



Meine Karawane zog stromauf und bald zeigte es sich, daß die Laffanaleute nur aus Faulheit behauptet hatten, auf dem deutschen Ufer gäbe es keinen Weg. Wir fanden einen solchen und begegneten auch Tauanleuten, die Mehl in das Fort gebracht hatten.

Die Landschaft erinnert sehr an den unteren Teil des Flusses; derselbe weiße Sand, derselbe Dornbusch, dieselben akazienartigen Bäume und viel Wild. Gegen drei Uhr sahen wir über eine weite Wiesenlandschaft hinweg am rechten Ufer eine Erhebung und darauf ein geschlossenes Dorf, darüber wehte die Trikolore. Das war also Busso oder nach dem Führer der ersten Rabeherpedition „Fort Bretonnet“ genannt. Auf deutscher Seite lagen keine menschlichen Siedlungen; wir marschierten deshalb durch die Wiesen an den Fluß heran, wo wir gegenüber dem Fort unser Lager aufschlugen.

Die Leute waren noch beschäftigt trockenes Schilfgras zu schlagen, aus dem sie sich ihre Rundhütten erbauen wollten, als vom jenseitigen Ufer ein großes Kanu kam, in dem ein französischer Offizier mit mehreren Soldaten saß. Der junge Herr im heimischen Schnürenrock mit Käppi war ein Leutnant der tirailleurs sénégalais mit gutem deutschen Namen, der aber behauptete, Pariser zu sein, und nicht deutsch sprach. Er teilte mir mit, daß der Chef der Station auf einer Expedition abwesend und er selbst über die Grenze nicht genau unterrichtet sei. Demtar sei der erste französische Posten auf dem linken Schariufer. Das französische Bagirmigebiet sei so arm und unfruchtbar, daß die Station bisher, um nicht zu verhungern, auf Requisitionen auf der deutschen Seite angewiesen gewesen sei. In Bagirmi würde das wenige Korn, das in dem dünnen Boden aufging, regelmäßig von Termiten verzehrt und Vieh gäbe es auch nur wenig. Ich überreichte dem Leutnant eine schriftlich formulierte Klage über die Einfälle der Bagirmileute in das deutsche Gebiet. Er blieb bis zum Abend in unserem Lager.

Am folgenden Tage besuchte ich ihn dann in dem planmäßig angelegten Fort, das mit Wall und Graben umgeben war. Die Baulichkeiten bestanden aus Ziegelhäusern, über die hohe, freistehende Dächer gestellt waren, die der Luft freien Durchzug gewährten.

Alles war sehr einfach, fast möchte ich sagen ärmlich. Ein großer Teil der Soldaten hatte die Uniformen aus blauer Serge selbst gefertigt, die Farbe war von Regen und Sonne arg gebleicht. Da vielfach Dahomes in die Senegalesentruppe eingereiht waren, so machte diese bei weitem nicht den hervorragenden Eindruck wie die



Abteilungen, die ich im Fort Lamy gesehen hatte. Die Soldaten bewohnten Massenquartiere, in denen sie auf Britschen schliefen. Außerhalb des Forts befand sich eine dorfähnliche Ansiedlung von Krejsch, d. h. gefangenen Rabehleuten, die hier unter strenger Aufsicht Feldarbeit tun mußten. Die Leute waren natürlich unzufrieden und kamen verschiedentlich in der Nacht zu uns ins Lager hinüber mit der Bitte, sie wieder nach Bornu mitzunehmen, es gäbe hier gar zu wenig zu essen. Auch die Soldaten liebten Bussa gar nicht. Al Hassan, ein Senegalkorporal, der die rechte Hand des Leutnants zu sein schien, erzählte mir, sie erhielten hier nur Mehl und bekämen jede Woche als Zutat einen Löffel Salz. Das größte Unglück aber sei, daß sie eigentlich gar nichts kaufen und daß sie deshalb nicht einmal durch ihren Sold ihre Lage aufbessern könnten.

Nicht weit vom Fort lag die Bagirmistadt Bussa, wo eine Zeitlang der Rabeh residierte und wo später auch die französische Expedition Bretonnet gelagert hatte. Im Fort lagen französische Unteroffiziere, die Fischer in unserem Lager die Zeit vertrieben, während ich bei dem Kommandanten zum Besuch war. Der Bussahäuptling lieferte nach seinen schwachen Kräften Verpflegung, wofür er reichlich beschenkt wurde. Es war unterhaltend, das Staunen und die Freude zu sehen, mit der unsere guten Stoffe und Tauschartikel von den Eingeborenen in Empfang genommen wurden. Daß die Franzosen ihre Untertanen sehr verwöhnt hätten, konnte man hier wirklich nicht behaupten. Abends saßen wir lange bei einer Flasche leichten Rotweins zusammen, wie sie die französischen Offiziere alle zwei Tage geliefert bekamen. Eigenartig war der Anblick der Steppenlandschaft im Mondschein.

Wie eine Schneebahn, durch die sich ein vereistes Gewässer zieht, sah das weiße Sandtal mit dem Schari in der Mitte bei dem fahlen Lichte aus. Dann erhob sich eine weiße Nebelschicht, die sich über Wasser und Land lagerte, während vom Himmel in blanker Klarheit, wie in einer nordischen Winternacht der Mond und die Sterne leuchteten. Eine erhabene große Stille war es, als ich über den Schari in mein Lager fuhr.

Am anderen Morgen weckte mich ein unregelmäßiges fernes Geschiesse, dem ein Pusten und Schnauben folgte, das ich mir gar nicht zu erklären wußte. Ich hörte, wie meine Leute sich gegenseitig anriefen und erstaunt hin und herliefen, und beeilte mich aus dem Zelt herauszukommen, um zu sehen, was sich eigentlich zutrug. Von dem



unerwarteten Anblick der sich mir bot, war ich überrascht. Mitten auf dem Fluß kam, dunkle Rauchwolken ausstoßend, ein Dampfer auf uns zu. Es war der berühmte „Léon Blot“, den Gentil mit unendlichen Anstrengungen Ubangi-aufwärts und dann vier Wochen lang über Land in den Schari gebracht hat. Ein Offizier der französischen Marine befehligte den breiten, allerdings schon recht mitgenommen aussehenden Schraubendampfer, der mit einem Prahm an jeder Seite langsam stromauf fuhr.

Mit der Unmenge von Menschen, die das Schiff und seine Ausleger belebten, mit den Zelten und Tüchern, die gegen die Sonne ausgespannt waren, glich das Ganze mehr einem schwimmenden Zeltlager, als einem Wasserfahrzeuge, und das Achzen und Pusten der Maschine verbunden mit dem Lärm der Schraube hatte etwas Beängstigendes für den Beschauer oder besser gesagt den Zuhörer. Aber das Schiff fuhr, und das ist doch die Hauptsache. Der „Léon Blot“ schien große Eile zu haben, denn kaum eine halbe Stunde blieb er vor Fort Bretonnet liegen, wo alle Mann Bauholz auf luden. Dann ging es unter denselben Begleiterscheinungen — er sang nicht schön, aber er sang laut — stromauf weiter.

In großem Bogen kam der stolze, afrikanische Hinterlandskreuzer auf uns zu und passierte unter Salvenfeuer mit gedippter Flagge das deutsche Lager. Wir taten unser möglichstes, um der internationalen Höflichkeit gerecht zu werden. Ich selbst senkte meine Expeditionsstandarte, die aus einer schön gearbeiteten Bornulange mit schwarzweiß-rotem Flaggentuch bestand, und Fischer ließ mit drei runden Salven das Pelotonfeuer der Franzosen erwidern. Die freundlichen Zurufe und das Tücherschwenken quittierten meine Leute durch drei kräftige Hurrahs. Arg gestört wurde der Festesjubiläum durch unsere Pferde, die, scheu geworden, in regelloser Flucht in die Steppe jagten. Die Soldaten mußten zu Fuß hinterher. Als die Leute nach einigen Stunden zurückkamen, mußten sie zu ihrem Schmerz noch Griffe und Parademarsch üben, denn nachmittags wollte der französische Kamerad meiner Einladung folgen und hatte ausdrücklich wieder um die Vorführung eines deutschen Parademarsches gebeten.

Mit allem Pomp, dessen wir fähig waren, wurde der Leutnant bei seiner Ankunft empfangen. Es waren wirklich genußreiche Stunden, die wir hier am Schari in guter Kameradschaft verlebten. Das Grammophon ließ seine Klänge in die stille Steppe hinaus schallen. Viele Bagirmileute aus Bussa und auch der Korporal M Hassan, der



sich zur Feier des Tages in eine prächtige Spahiuniform geworfen hatte, waren von den Klängen der deutschen Märsche in das Lager gelockt worden; groß war ihr Erstaunen, als aus dem Grammophon plötzlich der Gebetsruf erscholl.

Der „Léon Blot“ hatte solche Gile gehabt, weil das Wasser bereits zu fallen begann und er den gesamten Proviant für Kusséri, für die Stationen in Ghazal und am Tittrisee an Bord führte. Sehr spaßig war es, als der französische Kamerad spät in der Nacht bei seiner Unterhaltung über deutsche Armeeverhältnisse fragte, ob in Deutschland wie in Frankreich einzelne Regimenter Spitznamen hätten, und wie mein Regiment hieße. Ich erklärte ihm, ich verstehe nicht recht, was er meine, worauf er mir sagte, er habe gehört von einem Husaren-Regiment: „Spinat mit Ei“ und zwar sagte er das in deutscher Sprache. Nun mußte ich herzlich lachen und sagte ihm, er habe sich verraten. Denn wer „Spinat mit Ei“ in deutsch sagen und die Bedeutung verstehen könne, der spräche auch deutsch und, siehe da, am Abend des dritten Tages unseres Beisammenseins begann der Stodfranzose deutschen Namens deutsch zu sprechen. Es ging etwas langsam, und nicht immer fand er das hochdeutsche Wort für das lothringische Patois, das ihm geläufig war, aber er gestand lachend, daß er aus der Gegend von Weißenburg stamme und oft auf dem heimischen Bauernhof als Knabe deutsche Einquartierungen erlebt habe.

Spät war es, als der neue Landsmann schied, und früh war es, als wir am anderen Morgen stromauf weiterritten in das Land der Miltus. Es war derselbe Weg, den Nachtigal gezogen war, und die Leute staunten oft, wenn ich nach Dörfern fragte, die ihnen nur noch dem Namen nach bekannt waren, weil ja die Welle des Rabeheinfalls auch über diese Länder dahingebraust ist und mehr wohl als die Hälfte aller Menschen und Siedlungen vom Erdboden hat verschwinden lassen. Sind die Gadangs, deren Siedlungen wir in der Nähe von Bussa berührt hatten, ein Heidenvolk ohne jede Kultur ebenso wie die ihnen verwandten Kungs, so haben die Miltus viel von den Wadaileuten angenommen, mit denen sie stets in Verbindung gestanden haben. Zutraulich und freundlich, wohnen die gut gewachsenen Menschen in geschlossenen Dorfschaften, die sich aus Strohhütten zusammensetzen. Hochgewachsen und nach Mohammedaner-Art gekleidet, lassen sie ihr Haar lang wachsen und tragen es in Büscheln aufrecht stehend.





**Schirrbock.**  
Geshossen bei Miltu.

Der Feldbau der Miltus ist mustergültig. Der Boden ist nicht sehr ergiebig, und es muß deshalb den Farmen besondere Sorgfalt zugewendet werden. Jede Durrahstaude war hier gehäufelt wie die Kartoffeln zu Hause. An Mehl als Verpflegung fehlte es für die Karawane nicht, und sogar die armen Pferde bekamen endlich einmal wieder Korn vorgeschüttet.

Aber Vieh gab es auch hier noch nicht, wohl aber waren ein paar Hühner zu haben, woran weder bei den Kungs noch den Gadangs zu denken gewesen war.

Der Aufenthalt in Miltu wurde eifrig zu Jagdzügen ausgenutzt. Wir schossen Perlhühner, Hartbeester und Wasserböcke, spürten Giraffen und zum ersten Mal auch das Rhinoceros, das namentlich durch den Hornstrich im Rot unverkennbar ausgemacht werden kann, wo es nicht die Lofung mit dem Wedel bis hoch hinauf in die Büsche verspricht hat.

Von Miltu zogen wir stromauf bis Demtar, wo mehrere französische Soldaten postiert waren, die auf meinen Anruf hin leider das Weite suchten und auch nicht zur Rückkehr zu bewegen waren, sondern die Kabeßklaven, die sie bewachen sollten, ihrem Schicksal überließen. Die Sklaven waren in einem großen Gebäudekomplex untergebracht, über dem die französische Flagge wehte. Sie hatten die größte Lust, sich sämtlich meiner Expedition anzuschließen. Mir tat es eigentlich leid, die armen Kerle abweisen zu müssen, die gegen ihren Willen in einem fremden Lande festgehalten wurden. Diese Gesellen, die jetzt so scheinheilig bitten konnten, mochten übrigens so manches Menschenleben auf dem Gewissen haben und ungerecht traf sie diese Verbannung gewiß nicht.

Die Franzosen schienen sich gerade so wenig wie ich darüber im klaren zu sein, ob Demtar deutsch oder französisch wäre. Jedenfalls hatten sie, um allen Streitigkeiten die Spitze abzubrechen, ihre Station hier vor einigen Tagen mit der gegenüberliegenden, Dumrau, vertauscht. Nach meinen Routenkonstruktionen nahm ich an, daß Demtar un-



mittelbar an der Grenze, sei es nun auf deutscher oder französischer Seite, liegen könnte; deshalb schickte ich eine Note zu dem Posten hinüber, in der ich ausführte, daß meines Erachtens Demtar neutral und beiderseits unbesezt bleiben müsse, so lange nicht seine Lage durch eine Grenzkommission beiderseits als zweifellos festliegend anerkannt sei.

In der Nacht noch kam mir ein Bote des französischen Kommandanten von Dumrau mit der Bitte nach, mein Schreiben in das Französische zu übertragen, da er der deutschen Sprache nicht mächtig sei. Bei einer elenden Kerze, von allem möglichen Ungeziefer umschwärmt, fertigte ich wie ein Schuljunge meine Aufgabe an und schickte die Übersetzung, natürlich ohne Verbindlichkeit mit dem deutschen Urtext, morgens zurück.

Durch Miltugebiet marschierte ich nach Gurgara, einer geschlossenen Bagirmiansiedlung am Ba Zli. Hier war vor drei Tagen der Bagirmi-Eunuch Katilli mit einer Sklaventaramane durchpassiert. Er hatte nach Angabe der Dorfbewohner nach Demtar gewollt, war aber, als er von der Anwesenheit meiner Expedition Nachricht bekam, durch das Gadanggebiet auf Bau abgebogen, um hier über den Schari zu gehen.

Das alte Gurgara, das Nactigal einen lebhaften Industrieplatz nennt, der sich durch seine Eisengewinnung auszeichnet, lag weiter Ngalsam-abwärts und ist natürlich auch längst ein Opfer der Rabehscharen geworden. In dem Dorf, das heute denselben Namen trägt, fand sich nur eine einzige elende Eisenschmelze vor. Aber es waren zwei Esel da, ein erfreulicher Anblick, und erfreulich sogar ihr unmelodisches Geschrei. Es waren seit vier Wochen, so lange wir zwischen Logone und Schari marschierten, die ersten vierfüßigen Haustiere, die wir zu Gesicht bekamen.

Vom 2. bis zum 8. Dezember zogen wir westwärts an der Grenze entlang durch die Kungsteppe. Fanden sich auch hin und wieder eine elende Farm oder ein paar runde kegelförmige Lehmhütten, so mußte ich doch immer wieder nach Süden ausholen, um Menschen zu treffen und etwas Mehl zu beschaffen. Schon seit Wochen lebten meine Leute fast nur von dem Wild, das wir schossen und der übermäßige Fleischgenuß war ihnen durchaus nicht bekömmlich. Viele litten an Darmkrankheiten und die Träger kamen jeden Tag langsamer vorwärts. Wenn wir in den Wald kamen, suchten die Leute sorgfältig mit den Augen die Bäume ab, um Kornkammern zu entdecken, welche die umhererschweifenden Kungs hoch oben anzulegen



pflegten. Wie das Wild rissen die Eingeborenen aus, wo sie uns sahen, und weit von der Somraigrenze her mußten meine Patrouillen einen Kungmann holen, der uns nach Mafa zurückführte. Mit ihm war die Verständigung ungemein schwierig. Mahama sprach zu einem Haussahträger Haussah, dieser übertrug das Haussah auf Bagirmi zu einem Bagirmimann, der Gadang sprach, und der Gadangmann schließlich, der auch der Kungsprache mächtig war, sprach mit unserem Führer. Daß bei diesen Verhandlungen nicht sehr viel herauskam, kann man sich denken; so zogen wir Tag für Tag unter Hängen und Bangen dahin, ob wir wohl Wasser finden und wo wir wohl hinkommen würden.

Wo Wasser war, da waren Dumpalmen, Sykomoren, Tamarinden und Akazien häufig und das Perlhuhn gluckte im Grase, um, wenn es aufgestoßen wurde, mit schnellen Flügelschlägen laut gackernd dem nächsten Baume zuzufliegen, auf dessen Ästen es mit gespreizten Flügeln entlang lief, bis es irgendwo Deckung gefunden hatte; die Tauben gurrten und eilten pfeilschnellen Fluges in die Steppe hinaus, um Futter für die Jungen zu suchen und dann mit gefülltem Kropf ebenso schnell zurückzukehren. Durch die weite Dornensteppe selbst aber führten allenthalben die Wildwechsel, und wo auf einem freien Plätzchen grüne Halme sprossen, da standen Hartebeester, die Säbel- und Pferdeantilopen.

Mehrfach stieß ich, leider nur mit dem Kompaß in der Hand, so unmittelbar auf die braunen Riesenböcke mit der schwarzen Pferdemaähne und dem nach hinten gebogenen langen Gehörn, daß ich sie hätte berühren können. Als ich dann aber von dem ersten Masaquartier aus auf die Bürsche ritt, weil ich mit Recht annahm, die Tiere in den volkreichen Gegenden, die wir nun passieren mußten, nicht mehr anzutreffen, kam ich nur noch kurz vor der Dämmerung auf ein weibliches Tier zu Schuß. Mit dem Bandmaß gemessen war diese ungehörnte Antilopenkuh volle zwei Zentimeter höher als mein „Lamido“. Die mächtigen Lauscher hingen eselartig abwärts. Ich habe mir den Schädel natürlich mit heimgenommen, bedauere aber jetzt, wenn ich ihn ansehe, lebhaft, seinerzeit so oft aus Pflichtgefühl das grüne Jägerkleid mit dem grauen Geographenrock vertauscht zu haben.

Am 9. Dezember hatte ich vormittags auf ein Nashorn Weidmannsheil. In niedrigen Dornbüschen unter einer trockenen Akazie zeigten mir Masajäger das Nashorn, das sich in der Färbung wenig von



dem umgebenden Boden unterschied. Ich hätte es für einen Termitenhäufen angesprochen, wie sie dort überall in der Ebene verstreut vorkommen. Erst bei näherer Betrachtung durch das Glas erkannte ich in der Tat ein Nashorn, das den Kopf auf die Erde gelegt hatte und augenscheinlich schlief. Die Mimikry war eine erstaunliche.

Der Dornbusch war niedrig aber sehr dicht, ein breiter Wechsel führte gerade wie eine Schneise auf den Platz hin, der ohne alle Bewachung deutliche Spuren dafür aufwies, daß das Riesentier hier dauernd sein Lager hatte. Wir ließen unsere Pferde von den Eingeborenen halten und gingen auf dem Wechsel auf das Tier zu. Als wir auf 150 Meter herangekommen waren, wurde es ganz plötzlich hoch und stand bewegungslos starr zu uns herüberäugend massig auf seinen vier Läufen wie ein Abbild gedrungener Kraft und boshafter Tücke aus Stein oder Erz.

Ich ging ins Knie und setzte ihm ein Vollmantelgeschosß vor die niedrige Stirn. Das Nashorn stürzte in die Kniee und rollte dann, zur Seite fallend, in den Staub. Als wir vorsichtig uns nähernd das Tier erreichten, war es schon verendet. Mein Geschosß war dicht über dem rechten Seher in den Stirnknochen geschlagen und bis in das Gehirn vorgeedrungen.

Es war ein junger Bulle mit einem unterarm- und einem handlangen Horn. Das Tier war sehr feist, aber über und über mit Zecken und kleinen Maden bedeckt. Aus Mine, wo wir in Ortsunterkunft lagen, wurden nun Leute geholt, die das Tier zerwirkten, während wir auf die bemerkte Pferdeantilope pürschten. Als ich abends ins Lager kam, lag noch eine Menge Nashornfleisch unberührt umher. Meine Leute waren fleischmüde, so bekamen die Masas den Löwenanteil.

Es ist, als käme man in eine andere Welt, wenn man aus dieser elenden Kungsteppe zu den Musgustämmen kommt. Das große Gehöft, in dem wir lagerten, wies innerhalb des starken



Nashorn.

Geschossen in der Kungsteppe.



lebenden Dornenkralz, der obendrein mit Palisaden verstärkt war, eine Reihe geräumiger, kuppelförmig mit Stroh gedeckter Lehmhütten auf, die im Kreise gestellt mit großer Sorgfalt sauber gearbeitet waren. Die Dornenmauer war wohl zwei Meter breit. Ein einziger schmaler Zugang führte durch sie hindurch. Er konnte durch ein großes Balkentor geschlossen werden. In den Häusern fanden sich geheizte Bettstätten aus Lehm, die mich an die Beschreibungen von den chinesischen Kangs erinnerten. Gefocht wurde auf regelrechten Herden, und jedes Gehöft hatte seinen tief ausgegrabenen runden Brunnen.

Die Männer waren herkulische Gestalten, die fleißig auf den Feldern arbeiteten. Diese wurden trotz des schweren Humusboden, der hier in der Nähe des Logone wieder begann, sorgfältig gedüngt. Eifrig betrieb man den Tabakbau. Die Blätter wurden sogar fermentiert, ehe sie geraucht wurden. Kühe und Schafe gab es in Menge. Das Korn wurde in Bündeln in großen Tonurnen inmitten der Höfe aufbewahrt.

Am 11. Dezember lagerten wir wieder in Siggì und gingen über den Logone nach Wudo Wudo zurück. Waren wir schon erstaunt, als wir auf der linken Logoneseite gar keine Menschen trafen, so wurden wir, als wir noch beim Übersetzen waren, durch die Nachricht erschreckt, daß ein Träger, der sich etwas entfernt hatte, von den Eingeborenen gespeert sei. Wir waren auf unserem Durchmarsch gerade hier sehr freundlich aufgenommen worden. Wursu war kaum drei Stunden weit von seiner Heimat entfernt, ich schickte ihn deshalb mit einer Patrouille vor, um zu sehen, was sich denn eigentlich zugetragen habe. Nach zwei Stunden kam er mit mehreren Wulhaleuten zurück; man hatte uns wieder für Bagirmiaraber gehalten. Kaum waren wir nämlich über den Logone gewesen, so hatten die Einfälle der Sklavenjäger, die südlich auf französischem Boden im Saka-gebiet ihr Lager errichtet hatten, wieder begonnen. „Und noch gestern“, sagten die Wulhas, „sind Araber hier gewesen, wo Ihr lagert“. Sofort teilte ich nun Patrouillen ab und schickte sie unter Fischers Leitung von Wulhaleuten geführt nach Süden, während ich selbst dicht am großen Tuburisee ein Lager bezog.

Hier lief mir eine Araberkarawane, aus einigen 40 Köpfen bestehend, unversehens in die Hände. Einige Araber ritten auf gut geschirrten Pferden mit langen Gewehren schwappend durch das Schilf und als sie aus diesem hervorkamen, hielten sie vor den Mündungen unserer Gewehre. Ich ließ sie sofort absteigen und schnell nach hinten



führen, so daß wir mit jedem neuen Trupp dieselbe Freude hatten. Die Araber führten Lederzelte bei sich; ihr Führer war ein verständiger Alter mit langem, weißem Bart. Die Leute hatten mit den Bagirmijägern nichts zu tun, sondern stammten aus Wadai; sie waren mit einigen ehemaligen Rabisten dem alten Rabehführer Jdris nach Zola nachgeritten, um durch seine Vermittlung dort europäische Waffen und Munition zu kaufen. Sie kamen über Marua und Mubi. Den Leuten war nichts Böses nachzuweisen, und ich ließ sie, nachdem sie sich von dem Schreck erholt hatten, ruhig weiter ihre Straße ziehen.

Fischer hatte mit einer Bagirmibande ein hitziges Scharmügel



Araberdorf.

gehabt; der Soldat Moali war durch ein Hinterladergeschloß am Handgelenk verwundet worden.

Auf französisches Gebiet konnten wir diese Menschenräuber, die zum Teil mit Präzisionswaffen ausgerüstet waren, leider nicht verfolgen. Den Arabern kostete das Gefecht mehrere Tote und vor allem zwei französische Kavalleriekarabiner, wohl ihr bestes Arbeitszeug.

Die Bande stand unter dem Befehl des Bagirmiführers Berma. Da man in Bussa auf die Sklavenjäger wartete, ist wohl anzunehmen, daß ihnen gründlich das Handwerk gelegt ist. Unser deutsches Gebiet hat im folgenden Jahre Hauptmann Stieber, durch eine Kette von Posten am Schari entlang, dauernd gegen die Menschenjäger aus dem Osten gesichert.

Wiri war die letzte Bulhasiedlung, in der wir lagerten; durch Dornenbusch und lichten Wald marschierten wir, durch Patrouillen sichernd, in die Kalfuebene ein. Die letzten Fullahs, die sich in